

EVA FISCHER

„Warum lassen wir uns das bieten.“*Birgit Vanderbeke: Das Muschelessen¹***Was wird erzählt?**

Der Text schildert im Rückblick die Geschichte eines Abends, dessen Höhepunkt ein festliches Muschelessen sein sollte. Doch obwohl alles vorbereitet ist, findet das Essen nicht statt. Der Vater, zu dessen Ehren es stattfinden soll – er erwartete eine dienstliche Beförderung – erscheint nicht zur erwarteten Zeit und auch nicht später.

Die Stunden des Wartens werden dazu benutzt, eine äußerlich normal wirkende, in Wahrheit aber höchst dramatische Familiengeschichte zu erinnern und zu beschreiben. Dies geschieht aus der Perspektive der Tochter. Zur Familie gehören sie, ihr jüngerer Bruder, Mutter und Vater. Die Familie hat sich nach der Flucht aus der DDR im Westen etabliert, der Vater nach seinem Studium im Büro, die Mutter ist Lehrerin.

Alle Rückblenden und Reflexionen der Ich-Erzählerin zeigen deutlich, wie sehr der Vater die Familie dominiert und schikaniert. Dabei taucht die Frage auf: „Warum lassen wir uns das bieten?“ (S. 64). Der Vater steht im Mittelpunkt, Mutter und Kinder haben sich ihm gebeugt, ja sie denunzieren sich sogar untereinander, um jeder für sich den Beleidigungen und der Gewalt des Vaters möglichst zu entgehen, was aber nicht gelingt. Mit seelischer Grausamkeit, Unterdrückung und körperlicher Gewalt hält der Vater die Familie unter Kontrolle. Selbst als er an diesem Abend nicht erscheint, reden Mutter und Kinder nur flüsternd miteinander und erwarten jeden Moment, dass er zur Tür hereintritt und Rechenschaft darüber verlangt, dass sie über ihn gesprochen haben.

Nur langsam ändert sich die Atmosphäre so, dass Mutter und Kinder offener miteinander reden. Noch schwankt die Mutter, aber sie fühlt sich zum ersten Mal in ihrem Leben aufässig: „... ich habe ja alles mitgemacht, aber irgendwie hört es auf ...“ (S. 95)

Die Muscheln – Vaters Lieblingsessen – werden kalt, niemand mag sie essen. Am Ende des Abends wirft die Mutter sie in den Abfalleimer. Diese Szene wirkt befreiend. Auch wenn offen bleibt, was mit dem Vater geschehen ist, ob er gar ganz wegbleibt, es wird nicht so weitergehen wie bisher.

Nach und nach lernen die Lesenden die handelnden Personen näher kennen. Die Mutter kommt aus einer musikalischen Familie, doch nur ihre Brüder durften Musik studieren, für sie blieb 'nur' das Lehramtsexamen, das sie beim Wechsel in den Westen wiederholen musste und mit dem sie die Familie ernährt. Sie macht die

vom Vater verabscheute niedrige Arbeit und erhält damit materiell die Familie. Doch statt Anerkennung bekommt sie zu hören, sie sei wie alle Frauen eine weiche „geblünte Existenz“ (S. 37), der Vergleich mit den Sekretärinnen aus Vaters Büro geht zu ihren Ungunsten aus, mit ihr war „kein Staat zu machen.“ (S. 89) Trotzdem setzt sie für den Vater das schöne Feierabendgesicht auf, das aber so wenig ihr eigentliches ist, dass sie es häufig mit Lippenstift und Kamm restaurieren muss. Ihr Schulgesicht ist seriös und furchteinflößend, das Haushaltsgesicht wirkt abgepannt und erschöpft. (S. 18/19) Die Tochter lehnt diesen Wechsel zwischen zwei Gesichtern ab, auch der Hinweis der Mutter, sie finde sowieso keinen Mann, lässt sie weiter daran zweifeln, „ob es das Allerwertvollste auf der Welt sei, mich abends um halb sechs jeden Tag umstellen zu müssen.“ (S. 20)

Die Mutter war und ist in allen Lebensbereichen fremdbestimmt, eigene Wünsche durften nie zum Zuge kommen. Daher kann sie auch ihre Kinder nicht anders erziehen, als es ihr selbst widerfahren ist. „Wenn die Frau als Mutter bei ihrer Selbstbefreiung keine Hilfe erhält, bleibt sie einsam und kann in ihrer Hilflosigkeit die Kinder nicht anders erziehen, als sie selbst es gelernt hat.“²

Die Tochter verblüfft mit der distanzierten Weise, in der sie über sich selbst redet. Scheinbar meinungslos übernimmt sie Worte des Vaters über sich und gibt das absolut negative Bild ihrer Person wieder. Allerdings steilen diese ungefilterten Äußerungen auch Vater und Mutter bloß. „Sie (die Mutter) hat im Ernst Angst gehabt, ob irgend jemand mich überhaupt nimmt bei meiner Unlieblichkeit und dieser uncharmant störrischen Art, die ich von klein auf an mir gehabt habe.“ (S. 20) Ebenso nüchtern und sachlich beschreibt sie ihr Äußeres: „... ich bin bei meiner Geburt schon sehr häßlich gewesen“ (S. 69), sie hat krumme Beine (S. 38) und hinkt, weil der Vater sie im Zorn gegen die Wand geworfen hat (S. 73).

Selbst die lebensgefährlichen Strafaktionen des Vaters, von ihm „logische Schlussfolgerungen“ (S. 42) genannt, schildert sie distanziert, wodurch diese um so brutaler wirken. Der Vater, von Kognac alkoholisiert, hat sich mit ihr im Wohnzimmer eingeschlossen, gefragt, geschlussfolgert, gestraft. Die Pein dieser Situation wird dadurch so besonders deutlich, dass die Protagonistin nicht die Aktion selbst beschreibt, sondern die Gefahren, die dabei von einem gewöhnlichen Wohnzimmerschrank ausgehen können, seinen hölzernen Schubladengriffen, den Messingschlüsseln und Butzenscheiben und – unausgesprochen – dem Vater: „Ich konnte den Wohnzimmerschrank schon überhaupt nicht ausstehen, weil ich ein paarmal mit dem Kopf dagegengeflogen war, was ich an dem Abend auch gesagt habe, besonders die Griffe sind förmlich lebensgefährlich, habe ich gesagt, die Schubladengriffe sind nämlich Eiche, gedrechselt gewesen und haben gefährlich weit vorgestanden, und meine Mutter hat sich beim Putzen öfter das Knie daran angestoßen, und die Schlüssel an den Türen sind auch nicht besser gewesen, Messing, ich habe gesagt, daß die Griffe und Schlüssel an diesen altneuhochdeutschen Wohnzimmerschrank förmlich lebensgefährlich sind, ob nun gedrechselt oder aus Messing, daß aber die Griffe und Schlüssel noch gar nichts sind, habe ich gleich hinzugefügt,

gegen die Butzenscheiben, weil man die ganze Zeit nur Sorge hat, nicht durch die Butzenscheiben hindurch zu fliegen, und das hätte man sich nicht ausmalen können, was dann geschehen wäre, wenn einer die Butzenscheiben durchflog und also kaputtgemacht hätte.“ (S. 43/44)

Eine besonders brutale Szene schildert die Tochter so, als wäre es eine irrealer Vermutung für den Fall einer Konfrontation. Nur so kann sie die lebensnotwendige Distanz herstellen zu Schlägen ins Gesicht und Tritten mit dem Holzpantoffel auf den Kopf. „... ich hätte mich unter den Schlägen geduckt und wäre zu Boden gegangen, ohne ein Wort gesagt zu haben, und ich hätte gewimmert, daß es aufhören soll, nicht, nicht, hätte ich gesagt, wenn mein Vater mit dem Holzpantoffel (dann auf den Kopf am Boden getreten hätte, aber meine Verstocktheit wäre eine vollständige gewesen, erst später in meinem Zimmer, in das er mich eingesperrt hätte, wären die Wörter wieder gekommen, und es wären böse und rachsüchtige Wörter ohne Einsicht gewesen, die mir gekommen wären, ...“ (S. 83)

Es gelingt ihr, dem Familienhorror zeitweise zu entgehen, indem sie heimlich Nachhilfestunden gibt und von dem verdienten Geld in Kaffeehäuser oder im Kino geht. (S. 38) Dort frönt sie dem „Nichtsmachen“ (S. 78), was zu Hause streng verboten ist. Aber dies sind nur kleine Fluchten. Freundinnen und Freunde werden als nicht passend vom Vater abgelehnt und vergrault. Die Weiblichkeit der Tochter wird unterdrückt; weil lange Haare ein Indiz für „arme Verhältnisse“ sind, bekommt sie einen Jungenhaarschnitt mit ausgeschorenem Nacken verpasst. (S. 91)

Als sie volljährig ist, handelt sie zum ersten Mal gegen des Vaters erklärten Willen und geht nicht zur protzig arrangierten Beerdigung seiner zu Lebzeiten von ihm verachteten Mutter. Sein eigenes Urteil über sie: „... mit meiner Volljährigkeit sind meine Verstocktheit und Gefühlskälte erst richtig zutage getreten“, hält sie ihm als Begründung für ihr Verhalten entgegen. (S. 81) Nach dem Motto: „... er hat mir die Schlechtigkeit, die an mir gewesen ist, erst beigebracht“ (S. 85), kann sie dies nun als Argument gegen ihn verwenden.

Der Vater lebt materiell verschwenderisch. Er leistet sich vieles, wonach ihm der Sinn steht, und das Beste ist für ihn gerade gut genug. Dies geht häufig auf Kosten der Familie. Die Mutter muss mit dem Haushaltsgeld genau wirtschaften, damit es reicht, er allerdings gibt gigantische Trinkgelder und fordert sie auf, sich nicht so gehen zu lassen und mal zum Friseur zu gehen. (S. 32) Für „niedrige“ Arbeiten ist er sich zu schade. „Ich bin für solche Arbeiten nicht gemacht.“ (S. 30) Ein gewisser Standard muss gezeigt werden. Dazu gehören z. B. täglich weiße Tischdecken, für die die Mutter zu sorgen hatte, auch als die Familie noch keine Waschmaschine hatte.

Auch psychisch lebt er völlig auf Kosten der Familie. Seine Wirkung auf sie bis zu diesem Abend ist massiv und umfassend destruktiv. Er vermittelt den Eindruck, „er weiß alles und hört alles und sieht alles“. (S. 30) Seine Selbsteinschätzung wird von der Tochter zitiert (und übernommen?): „... mein Vater hat alles, was er gemacht hat, sehr gut gemacht“ (S. 37), „... während alles, was er nicht gemacht hat, nicht

schr wichtig gewesen ist“ (S. 40) Seine Macht über die Familie ist uneingeschränkt. Deren einziger Wert besteht darin, sein Ansehen zu vergrößern. Aus seiner Sicht gelingt das am sichersten, wenn er gegenüber seinem Charme und seiner Kompetenz (S. 9) ihre Unfähigkeit deutlich machen kann. So erklärt er seinen Kindern, „daß er zutiefst bereute, zuerst versehentlich mich und hernach planmäßig meinen Bruder gezeugt zu haben.“ (S. 68) Die Tochter gerät zwar in seinen Augen in ihrer logischen naturwissenschaftlichen Ausrichtung nach dem Vater im Gegensatz zu ihrem weichen, mit von der Mutter vererbter Dummheit geschlagenen Bruder, doch „was bei dem einen fehlt, ist bei der anderen Vergeudung.“ (S. 25)

Der Vater lehrt beide Kinder, niemandem zu trauen, „auch nicht dem eigenen Vater“ (S. 66), allerdings arrangiert er das Leben so, dass dieser Rat nicht für ihn gefährlich wird, sondern für sie. Sonnenbrand wird mit aufgeträufeltem Zitronensaft behandelt und von dem Kommentar begleitet: „Schmerz ist etwas Relatives ... es ist eine Frage der Charakterstärke“ (S. 60). Angesichts dieser Maßnahmen ist man geneigt, die von Mutter und Tochter vorsichtig formulierte Hoffnung, es könne ihm etwas passiert sein (S. 21), zu teilen. Der Entschluss der Tochter: „... ich esse jedenfalls nie wieder Muscheln“ (S. 29), die Distanzierung vom Lieblingsessen des Vaters, die Ekelwut vor den Muscheln deuten an, dass die Macht des Vaters gebrochen ist, möge er noch auftauchen oder nicht.

Der Bruder entspricht so gar nicht dem Wunschbild des Vaters von einem Sohn. Wie seine Mutter ist er blond, hell, weich, verschmust, ein braves Baby und später in der Schule nicht besonders erfolgreich – in den Augen des Vaters alles verachtenswerte Merkmale. Alles Beunruhigende, von schlechten Noten bis zum Ausbleiben des Vaters, übersieht er gelassen, so lange es geht. (S. 10) Doch auch der Bruder fürchtet den Wohnzimmerschrank und entkommt den als „logische Schlussfolgerungen“ apostrophierten Aktionen des Vaters nur heulend und mit blutender Nase. (S. 39) Seine kleine Stärke dem Vater gegenüber ist, immer und immer wieder 'Hänschen klein' zu singen, wenn er in seinem Zimmer eingesperrt ist, und selbst mit erneuten Strafaktionen hat der Vater es ihm nicht austreiben können. (S. 84) Spät entdecken Schwester und Bruder eine erste, wenn auch verzweifelte Gemeinsamkeit. Es kam ihnen beiden, eingesperrt mit dem Vater im Wohnzimmer, häufig in den Sinn, durch das geschlossene Fenster zu springen (S. 82, 85/86), dieser Ausweg wäre dann wirklich der letzte gewesen.

Wie wird erzählt?

Lesende werden über den ganzen Text hinweg „atemlos in den Countdown einer Familie unter der Küchenuhr verstrickt.“³

Dieser Countdown geschieht in drei Zeitebenen: der Erzählgegenwart, der erzählten Realität des Abends und der in Rückerinnerungen eingeblendeten Vergangenheit. Dabei ist eine strukturelle Besonderheit, dass Leszeit und erzählte Zeit des Abends etwa übereinstimmen (circa vier Stunden), die Rückblenden werden in diese Zeit hincingeholt.